



Ludwig Heuwinkel

Die Ökonomisierung der Zeit

Warum wir die Ausweitung des
nutzenorientierten Umgangs mit Zeit
verhindern müssen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung	11
Teil 1: Die Ökonomisierung der Gesellschaft	35
1. Die Vielfalt von Ökonomisierungsprozessen	37
1.1 Die Ökonomisierung des Sports	36
1.2 Die Ökonomisierung der Schule	44
2. Ökonomisierung – Die Sicht der Wissenschaften	61
2.1 Begriffsbestimmung	61
2.2 Differenzierungstheoretischer Ansatz	65
2.3 Gouvernementalitätstheoretischer Ansatz	73
2.4 Empirische Studien	77
3. Markt und Moral – wirtschaftsethische Aspekte	93
3.1 Michael J. Sandel zu den Grenzen des Marktes	93
3.2 Die „Doux-commerce-These“: Der Markt fördert die Zivilisierung des Menschen	97
3.3 Das „Adam Smith-Problem“: Ist der Mensch von Natur aus altruistisch oder egoistisch?	100
3.4 Die sukzessive Unterordnung der Moral unter den Markt	109
3.5 Wirtschaftsethik	124

Teil 2: Die Ökonomisierung der Zeit	127
4. Zeit – Was ist das?	129
4.1 Ausgewählte Zeitaspekte	129
4.2 Philosophische Auffassungen von Zeit	154
4.3 Physikalische Auffassungen von Zeit	159
4.4 Soziologische Auffassungen von Zeit	160
5. Ökonomisierung der Zeit im Bereich der Wirtschaft	171
5.1 Historischer Überblick zum Effizienz- und Rentabilitätsstreben in der Arbeitswelt	171
5.2 Gegenwärtige Trends in der Arbeitswelt	203
5.3 Fazit	219
5.4 Beispiele für die Ökonomisierung der Zeit in ökonomischen Bereichen	223
6. Ökonomisierung der Zeit in nicht-ökonomischen Bereichen	227
6.1 Zeit aus der Sicht der Wirtschaftswissenschaften	227
6.2 Ökonomisierung der Zeit aus der Sicht der Zeitforschung	239
6.3 Beispiele für die Ökonomisierung der Zeit in nicht-ökonomischen Bereichen	258
7. Zeitbezogene Vorschläge gegen die zunehmende Ökonomisierung der Zeit	303
Anmerkungen	338
Literatur	350
Filme	382

Vorwort

Die Fragen nach dem Wesen und der Bedeutung der Zeit für den Einzelnen sowie für die Gesellschaft und Wirtschaft sind vor der letzten Jahrtausendwende in den Medien und in der Öffentlichkeit auf großes Interesse gestoßen. Der zeitliche Übergang von einem Jahrtausend zum nächsten war offensichtlich Anlass für eine zunehmende Beschäftigung mit dem Thema „Zeit“. Obwohl die Zeit uns ein Leben lang begleitet und unser Denken und Handeln stets an Zeit gebunden sind, wird sie nur selten, beispielsweise wenn wir unter Zeitdruck stehen, bewusst wahrgenommen.

Für mich war die besondere Aufmerksamkeit für das Thema „Zeit“ im Zusammenhang mit der Jahrtausendwende – die 1.000 Jahre zuvor verbreitet Weltuntergangspanthasien ausgelöst haben soll – der Auslöser dafür, mich privat und beruflich intensiver mit den vielfältigen Aspekten der Zeit zu beschäftigen. Erste Antworten auf die theoretische Frage nach dem Wesen der Zeit liefert die Philosophie. Da Zeit mit keinem menschlichen Sinnesorgan erfahrbar ist, fallen die Erklärungsansätze der Philosophie sehr unterschiedlich aus. Sie vermitteln jedoch anregende Einblicke in das Phänomen „Zeit“.

Stärker praxisbezogene Ausführungen zur Bedeutung und zum Umgang mit Zeit bieten die Soziologie und die Volkswirtschaftslehre.

Mein Interesse galt zunächst insbesondere der sozialen Beschleunigung. In der Erwachsenenbildung sowie in Veröffentlichungen und Vorträgen habe ich Ursachen und Auswirkungen von Beschleunigungsprozessen untersucht. Ein weiterer Schwerpunkt ist der wachsende individuelle und gesellschaftliche Zeitdruck, der in Familien, Schulen, Betrieben und in der Freizeit oft als belastend empfunden wird.

Sowohl für die soziale Beschleunigung als auch für die Zeitknappheit gibt es zahlreiche Ursachen, wobei die wichtigste im Bereich der Wirtschaft zu verorten ist. Daher ist es für mich ein folgerichtiger Schritt, die Ökonomisierung der Zeit eingehender zu analysieren, zumal zu diesem Thema kaum umfassende Veröffentlichungen vorliegen.

Der Begriff „Ökonomisierung“ bezieht sich zum einen auf das Effizienz- und Profitstreben in der Wirtschaft. Zum anderen steht der Begriff seit etwa vier Jahrzehnten für eine gesellschaftskritische Sichtweise: In zuvor marktfernen Bereichen wie etwa Bildung, Gesundheit, Kultur und Sport dominieren zunehmend Kosten- und Nutzenüberlegungen. Hierdurch wird die Vielfalt der Zeiten durch einen einseitig an ökonomischen Kriterien orientierten Umgang mit Zeit eingeengt. Alternativen hierzu könnten Resonanzbeziehungen, Muße, Zeitwohlstand, ein bewusstes Erleben der Vielfalt der Zeiten und eine ökologische Zeitpolitik sein.

Vor allem der zuletzt genannte Aspekt ist angesichts der sich verschärfenden Klimakrise bedeutsam. Die Zeitperspektive kann das Ausmaß und die zu erwartende Verschärfung der Klimakrise unter einem zusätzlichen Blickwinkel verdeutlichen und die Dringlichkeit von schnellen Umweltschutzmaßnahmen aufzeigen. Eine das Überleben der Menschheit sichernde sozial-ökologische Transformation muss die das Buch einleitende Devise „Zeit ist Geld“ überwinden und die Umsetzung des das Buch abschließenden Mottos „Zeit ist Leben“ verwirklichen.

Danken möchte ich an dieser Stelle meiner Kollegin Margret Hagen, meinem Kollegen Wolfgang Rösel und meinem Sohn Jens Heuwinkel für die kritische Durchsicht des Manuskripts und nützliche Hinweise. Für verbliebene Unzulänglichkeiten trägt allein der Autor die Verantwortung. Mein besonderer Dank gilt wiederum meiner Frau Resi Heuwinkel, die mich bei meiner Beschäftigung mit der Zeit durch viele Gespräche unterstützt hat und mir die Zeit für dieses Buchprojekt ermöglicht hat.

5. Ökonomisierung der Zeit im Bereich der Wirtschaft

Wie bereits in der Einführung angegeben, wird das Thema „Ökonomisierung der Zeit“ in dieser Veröffentlichung in zwei Bereiche aufgeteilt, und zwar in die „Ökonomisierung der Zeit im Bereich der Wirtschaft“ (Kap. 5) und in die „Ökonomisierung der Zeit in nicht-ökonomischen Bereichen“ (Kap. 6). In diesem 5. Kapitel wird zunächst die historische Entwicklung des Effizienz- und Rentabilitätsstrebens in der Arbeitswelt beschrieben (5.1). Es folgen Ausführungen zu gegenwärtigen Trends der Arbeitswelt; zentrale Stichworte hierzu sind Flexibilisierung, Prekarisierung, Digitalisierung, Homeoffice und mobiles Arbeiten, neue Managementkonzepte und neue Ansätze zur Gestaltung der Arbeit (Kap. 5.2) Es folgen ein Fazit zur Ökonomisierung der Arbeitswelt (Kap. 5.3) und Beispiele zur Ökonomisierung der Zeit im Bereich der Wirtschaft (Kap. 5.4).

5.1 Historischer Überblick zum Effizienz- und Rentabilitätsstreben in der Arbeitswelt

Vorbemerkung

Die zunehmende Ökonomisierung der Arbeitswelt, wie sie infolge des nationalen und internationalen Wettbewerbsdrucks zu beobachten ist,

führt zu einer an den Gewinninteressen der Unternehmen orientierten Entgrenzung und Flexibilisierung der Arbeit bzw. Arbeitszeiten, wodurch die freien Gestaltungsmöglichkeiten der Beschäftigten eingeschränkt werden. Die Ökonomisierung der Arbeitswelt steht daher in einem engen Zusammenhang mit der Ökonomisierung der Zeit. Die Zeitstrukturen und das Zeithandeln werden im Alltagshandeln, trotz aller Flexibilisierungstendenzen, maßgeblich durch die Dauer und Lage der Erwerbsarbeit und durch Arbeitszeitregelungen geprägt. Die übrige Tageszeit, die sich vor allem auf die Zeiten für Schlafen, Hausarbeit, Essen, Freizeitaktivitäten und ehrenamtliches Engagement verteilt, hat sich den durch die Erwerbsarbeit vorgegebenen freien Zeiten²⁶ unterzuordnen.

Wie bedeutsam die Erwerbsarbeit für die Strukturierung der täglichen Alltagszeit ist, wurde in der klassischen Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda et al. 1960) gezeigt. Es wurde deutlich, welche negativen Folgen der Verlust eines Arbeitsplatzes haben kann. In dem 1.486 Einwohner*innen zählenden kleinen österreichischen Dorf war 1929/30 der größte Arbeitgeber, eine Flachsspinnerei, in eine Existenzkrise geraten, in deren Folge fast alle Beschäftigten dieses Unternehmens entlassen wurden. Die durch die Arbeitslosigkeit bedingte fehlende Tagesstruktur hatte für die Einzelnen wie auch für die gesamte Dorfgemeinschaft fatale Folgen: „Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere.“ (ebenda, S. 68)

Ferner wird das Zeitbewusstsein durch die Arbeit beeinflusst. Monotone Arbeit führt zu einer Zeitdehnung, die Zeit wird wahrgenommen, als wenn sie sehr langsam vergehe. Dagegen wird die Zeit während einer kreativen und abwechslungsreichen Arbeit so wahrgenommen, als wenn sie schnell vergehe (vgl. Kap. 4.1). Ebenso hängt die

Zeitwahrnehmung davon ab, ob die Arbeit eher selbst- oder fremdbestimmt, eher in einer angenehmen oder eher abweisenden Arbeitsatmosphäre geleistet wird oder ob sie im Einklang mit natürlichen Rhythmen oder im Takt einer Maschine erfolgt.

Die offensichtlichen Beziehungen zwischen Zeit und Arbeit werden allerdings maßgeblich durch den Wandel des Arbeitsverständnisses und der Arbeitswelt beeinflusst. Diese sind wiederum abhängig vom Effizienz- und Rentabilitätsstreben, die die Arbeitswelt vor allem seit Beginn des Industriekapitalismus und dem Beginn des Wirtschaftsliberalismus prägen. Von den Veränderungen in der Arbeitswelt sind nicht nur die temporären Bedingungen am Arbeitsplatz betroffen, sondern auch die für Familie, Freizeit und ehrenamtliches Engagement.

In diesem Kapitel soll die Ökonomisierung der Arbeitswelt in dem Sinne der Effizienz- und Rentabilitätssteigerung von der Antike bis zur Gegenwart beschrieben werden, wobei dieser Wandel der Arbeitswelt relativ umfassend dargestellt wird.²⁷ Dabei sollen die Ausführungen zum Arbeitsverständnis im Christentum, in der Antike und in Agrargesellschaften, bei dem noch nicht von einer die Arbeit dominierenden effizienzorientierten Orientierung gesprochen werden kann, verdeutlichen, dass das heutige Arbeitsverständnis historisch entstanden und nicht das einzig mögliche ist. Ebenfalls wird darauf verwiesen, dass das Streben nach materiellen Reichtum in der Antike gesellschaftlich geächtet war, die wachsende Einkommenskluft in den Ländern des Globalen Nordens wäre aus dieser Sichtweise zu verurteilen.

Die historische Entwicklung des Arbeitsverständnisses und der Arbeitswelt, die im Folgenden nur für einige wesentliche historische Etappen dargestellt werden kann, ist für das Verständnis des nutzenorientierten Umgangs mit Zeit von großer Bedeutung. Zudem verdeutlicht sie die Wirksamkeit des von Hartmut Rosa beschriebenen Beschleunigungszirkels, der die Beschleunigung des Lebenstempos

und des sozialen Wandels sowie die technische Beschleunigung umfasst (vgl. Rosa 2005, S. 161–255).

Das frühchristliche Arbeitsverständnis: Teilhabe an Gottes Schöpfungswerk

„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen [...]“ (Gen 3,19). Mit diesen Worten verwies Gott, so die alttestamentliche Erzählung, Adam und Eva aus dem Paradies, in dem alle Güter in Überfülle zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse verfügbar waren.²⁸ Zuvor hatten sie verbotenerweise von der Frucht des Baums der Erkenntnis des Guten und des Bösen gegessen.

Das jüdisch-christliche Arbeitsverständnis leitet aus der Genesis-Erzählung nicht ab, dass die menschliche Arbeit, wie das der Kirchenvater Augustinus behauptet hatte, mit der Sünde verknüpft ist. Vielmehr, so der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, „ist festzustellen, dass die menschliche Arbeit, gleich welcher Art, als Teilhabe an Gottes Schöpfungswerk betrachtet wird. Gottes Schöpfung ‚zu bebauen und zu bewahren‘ (Gen 2,15), ist der Sinn menschlicher Tätigkeit. Der durch den Sündenfall verursachte Fluch liegt nicht auf der Arbeit als solcher, sondern auf den Bedingungen, unter denen sie ausgeführt werden muss.“ (Huber 2007, S. 3)

In der Gegenwart enthält diese jüdisch-christliche Sinndeutung der Arbeit für viele Menschen keine relevante Werteorientierung mehr. Die Bedeutung der Arbeit wird heute u. a. darin gesehen, dass Arbeit den Tag zeitlich strukturiert, soziale Beziehungen konstituiert, den sozialen Status begründet, Einkommen und Wertschätzung generiert, Selbstverwirklichung ermöglicht und grundsätzlich aktivitätsfördernd ist.

Diese Gegenüberstellung von christlichen und gegenwärtigen säkularisierten Arbeitsvorstellungen bestätigt, dass die Bedeutung von Arbeit nicht anthropologisch festgelegt und nicht unveränderbar ist.

Vielmehr unterliegt diese Sinnzuschreibung sich wandelnden religiösen, politischen, kulturellen und historischen Vorstellungen.

Antikes Arbeitsverständnis

Arbeit, vor allem körperliche Arbeit, genoss zum Beginn der Zivilisationsgeschichte kein hohes Ansehen.²⁹ Homer pries den Müßiggang und wies die körperliche Arbeit den Sklav*innen und Frauen zu. Für den antiken griechischen Philosophen Xenophon verhinderten körperliche Tätigkeiten wünschenswerte Aktivitäten wie die Mitwirkung im Gemeinwesen und die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen. Sie führten seiner Meinung nach zudem dazu, dass junge Männer unfähig für den Kriegsdienst wurden. Während im klassischen Altertum den Sklav*innen die körperliche Arbeit aufgezwungen wurde, hatten die Mitglieder der sozialen Oberschichten Zeit sich der Kultur, Politik und Philosophie zu widmen. Am Beispiel der Überlegungen von Platon und Aristoteles zur Ökonomie bzw. zur Haushaltsführung, mit denen die Darstellungen zur Geschichte des ökonomischen Denkens häufig beginnen, soll dieses näher beschrieben werden.

In seinem Werk „Der Staat“ („Politeia“) (1958) hat Platon das Bild eines idealen Staates entworfen. In dieser sozialen Utopie beschreibt er die Bedingungen, unter denen das höchste Ziel, die Gerechtigkeit, im Staat verwirklicht werden kann. Dabei sucht er nach Grundzügen einer gerechten Haushaltsführung, die bei ihm mit der Führung des Staates vergleichbar ist. Anders als in den ökonomischen Theorien der Neuzeit, in denen aus der Analyse ökonomischer Gesetzmäßigkeiten komplexe ökonomische Theorien entworfen werden, untersucht Platon, ebenso wie Aristoteles, wie die von ihm entwickelten Grundzüge einer möglichst autarken Hauswirtschaft auf die vorrangigen ethischen und politischen Zielsetzungen bezogen werden können.

Platon unterscheidet drei Stände: 1. Den Nährstand, dem Bauern, Handwerker, Gewerbetreibende und Metöken (Zugewanderte ohne Bürgerrechte) angehören und die sich durch Besonnenheit auszeich-

nen; 2. den Wehrstand, deren Mitglieder sich durch Tapferkeit hervortun und von Platon als „Wächter“ bezeichnet werden und die für die Verteidigung des Staates nach außen und für die innere Ordnung in der Polis sorgen und 3. den herrschenden Stand, den die Philosophen bilden, und die laut Platon über eine hohe Weisheit verfügen. Diese sollen aufgrund ihrer besonderen Fähigkeiten den Staat lenken. Platons berühmter „Philosophen-Königs-Satz“ hierzu lautet: „Wenn nicht, sprach ich, entweder die Philosophen Könige werden in den Staaten oder die jetzt so genannten Könige und Gewalthaber wahrhaft und gründlich philosophieren und also dieses beides zusammenfällt, die Staatsgewalt und die Philosophie, [...] eher gibt es keine Erholung von dem Übel für die Staaten, lieber Glaukon, und ich denke auch nicht für das menschliche Geschlecht.“ (Platon 1958, 473c–d)³⁰

Körperliche Arbeit, die von Platon verachtet wird, sollen nur die Mitglieder des unteren Nährstandes verrichten. Platon unterscheidet verschiedene Formen der körperlichen Arbeit, z. B. die Arbeit der Angehörigen freier Berufe, die Lohnarbeit und höhere und niedrigere Formen der Sklavenarbeit. Von der Geringschätzung der Arbeit war auch das in Athen hoch entwickelte Kunsthandwerk betroffen.

Den starren Ständeaufbau begründet Platon damit, dass jeder dort arbeiten solle, wofür er über die besten Fähigkeiten verfüge. Jeder sei „von Natur verschieden und jeder zu einem anderen Geschäft geeignet.“ (ebenda, 370a–b) Platon geht es „in erster Linie um den bestmöglichen Einsatz, die *Allokation* naturwüchsig vorhandener Fähigkeiten – nicht, wie später Adam Smith, um die produktivitätssteigernde Wirkung der Arbeitsteilung.“ (Kurz 2013, S. 15; Hervorhebung im Original)

Das Streben nach Reichtum wird von Platon, ebenso wie später von Aristoteles, verachtet, da es für die Bürger der Polis unwürdig sei. Die Wächter und die Mitglieder des herrschenden Standes durften kein Eigentum besitzen, ihr Handeln sollte sich uneingeschränkt am Gemeinwohl und der Gerechtigkeit orientieren. Deshalb ist für sie weder

Ehe noch Familie vorgesehen, sondern eine „Weiber- und Kinder-gemeinschaft“ (Platon 1958, 449a).

In seinem Alterswerk „Gesetze“ („Nomoi“) relativiert Platon (1959) einige seiner utopischen Auffassungen aus „Der Staat“ und entwickelt Vorstellungen vom „zweitbesten Staat“, die realistischerweise leichter umsetzbar seien. Auch in „Gesetze“ lehnt er große soziale Ungleichheiten ab und plädiert weiterhin für „eine Ordnung, die sich am Ziel eines Gerechtigkeit und Stabilität verheißenden Zustands orientiert.“ (Schefold 2019, S. 31) Übermäßigen Reichtum will Platon durch das Verbot des Zinsnehmens (Platon 1959, 742c) und durch die Forderung, dass niemand mehr als das Vierfache eines anderen besitzen dürfe (ebenda, 744e–745a), verhindern. „Der Reichtum verdirbt die Seele, die Arbeit wird durch ihren Jammer in das schamlose Gebaren selbst hineingetrieben.“ (ebenda 919c)

Im Vergleich zu Platon gelten die politischen und ethischen Schriften des Universalgelehrten Aristoteles als lebensnäher und realistischer. Ziel des „guten Lebens“ ist für ihn das Glück („Eudaimonie“). Ebenso wie Platon hat er sich nur am Rande zu ökonomischen Themen geäußert: In der „Nikomachischen Ethik“ (Aristoteles 2006) geht es u. a. um ethische Maßstäbe, den gerechten Tausch und um Beispiele und Begründungen dafür, dass tugendhaftes Handeln stets in der Mitte zweier Extreme liege. Großzügigkeit z. B. befinde sich zwischen den Extremen Geiz und Verschwendung. Im ersten Buch der „Politik“ („Politiká“) beschreibt Aristoteles (1973) die Grundzüge einer guten Haushaltsführung, die stets mit Blick auf die Gemeinschaft gesehen werden müsse. Als weniger bedeutsam gelten drei seiner Bücher zur Hauswirtschaft und zum Finanzwesen (Oikonomika, vgl. Zoepffel 2006), deren Echtheit zweifelhaft ist; sie werden heute oft als „pseudoaristotelische Schriften“ bezeichnet.

Methodisch richtet Aristoteles sein ökonomisches Denken so aus, „dass man die Gegenstände verfolgt, wie sie sich von Anfang an entwickeln.“ (Aristoteles 1973, 1252a)³¹ Drei persönliche Beziehungs-

formen bilden für ihn den Ausgangspunkt seiner Untersuchung: Herr und Sklave, Gatte und Gattin, Vater und Kinder. Diese drei Verhältnisse verbinden sich zur Hausgemeinschaft, mehrere Hausgemeinschaften zum Dorf und schließlich mehrere Dörfer zum weitgehend autarken Staat. Dieser sichere das Überleben und ermögliche dem Menschen, „der von Natur [aus] ein staatenbildendes Lebewesen ist“ (ebenda, 1253a), das vollkommene Leben.

Das Verhältnis zwischen Herr und Sklave, für das sich Aristoteles vor allem interessiert, ist dadurch geprägt, dass die Sklaven ausschließlich für die körperliche Arbeit geeignet seien, deren Wertigkeit von Aristoteles als gering eingeschätzt wird:³² „Die Natur hat die Tendenz, auch die Körper der Freien und Sklaven verschieden zu gestalten, die einen kräftig für die Beschaffung des Notwendigen, die anderen aufgerichtet und ungeeignet für derartige Verrichtungen, doch brauchbar für das politische Leben.“ (ebenda, 1254b) Aristoteles spricht Sklaven nur eine begrenzte Vernunft zu (vgl. ebenda, 1254b) und schreibt, „dass das Dienen für diese zuträglich und gerecht ist“ (ebenda, 1255a). Allerdings lassen sich bei Aristoteles auch Textstellen finden, die der für uns heute nicht mehr nachvollziehbaren Abwertung der Sklaven widersprechen. Beispielsweise schlägt Aristoteles vor, Sklaven als Belohnung für gute Arbeit ihre Freiheit zu geben (vgl. ebenda, 7. Buch, 1330a). Ferner hat er in seinem Testament verfügt, dass einigen seiner Sklaven nach seinem Tode die Freiheit gewährt werden sollte.

Der Hausherr, der sich als freier Bürger an den Staatsgeschäften beteiligt, ist im Rahmen der „naturgemäßen Erwerbskunst“ (1256b) dafür verantwortlich, die „Güter, die in der Gemeinschaft des Staates oder des Hauses für das Leben notwendig und nützlich sind, [...] zur Verfügung“ (ebenda) zu stellen. Dieses geschieht – in Analogie zum Tierreich – durch fünf Beschäftigungsformen: Jäger, Bauern, Hirten, Fischer und – im Tierreich gibt es auch Raubtiere – Räuber. Die Güter, die im Rahmen der autarken Haushaltsführung nicht zur Verfü-

gung gestellt werden können, sollen durch Tauschhandel erworben werden. Die Einführung des Geldes erleichtert den Austausch von Gebrauchsgütern, aber Geld ermöglicht im Rahmen der von Aristoteles ausführlich beschriebenen Haushaltskunst („Krematistik“), dass anstelle von Gebrauchsgütern auch Geld erworben werden kann, wodurch für die Anhäufung von Reichtum keine klaren Grenzen mehr bestehen.

Übermäßiger Reichtum wird allerdings von Aristoteles, ebenso wie von Platon, abgelehnt. Als Beispiele führt er die Feldherrnkunst und die Medizin an, die Sieg und Gesundheit verschaffen sollen und nicht dem Gelderwerb dienen (vgl. ebenda, 1258a). Für Aristoteles ist das Streben nach Reichtum für Philosophen und Freie unwürdig. Er verweist in diesem Zusammenhang auf den Philosophen Thales von Milet. Als man ihn wegen seiner Armut verspottet habe, und er aufgrund seiner astronomischen Kenntnisse eine ergiebige Olivenernte vorausah, habe er alle Ölpresen in der Umgebung gepachtet. Als dann zur Zeit der ertragreichen Olivenernte die Nachfrage nach Ölpresen hoch war, habe er diese für einen hohen Preis verpachtet, was ihm viel Geld eingebracht habe. Er demonstrierte so, dass es für einen Philosophen durchaus möglich sei, Reichtum zu erwerben, dass er darauf aber keinen Wert lege (vgl. ebenda, 1258b).

Ferner verweist Aristoteles auf die Sage des Königs Midas, der sich von Dionysos gewünscht hatte, dass alles, was er berühre, zu Gold werde. Diese Gier nach unsinnigem Reichtum hätte zur Folge, dass „man Hungers sterben könnte.“ (ebenda, 1257b) Besonders verwerflich ist für Aristoteles das Zinsgeschäft und vor allem der Wucher, „der aus dem Geld selbst den Erwerb zieht und nicht aus dem, wofür das Geld da ist.“ (ebenda, 1258a) Der Schweizer Wirtschaftswissenschaftler Bertram Schefold stellt zu Recht fest, dass vor allem der später von Adam Smith ausgearbeitete Gedanke, dass durch Reichtum und Gewinnorientierung der allgemeine Wohlstand gefördert werde, dem antiken Denken nicht vertraut gewesen sei: „Eine solche Denk-

weise liegt aber völlig jenseits des griechischen Horizonts, denn es fehlen einerseits die Teile: die Begriffe von Gewinn in der Produktion, Produktivität, Wohlstand. An ihrer Stelle stehen statusbedingtes Einkommen, Qualität, begrenzter Bedarf zum guten Leben.“ (Scheffold 2019, S. 50)

Christliches Arbeitsverständnis

Im Christentum wird die unterschiedliche Bewertung von körperlicher („vita activa“) und geistiger Arbeit („vita contemplativa“) weitgehend aufgehoben. Arbeit wurde in der christlichen Frühzeit einerseits als gerechte Strafe und Buße für den Sündenfall angesehen, andererseits aber auch als christliche Pflicht, um das ewige Heil erlangen zu können. Die Bedeutung der Arbeit wurde, wie bereits erwähnt, als Teilnahme am Schöpfungswerk Gottes angesehen. Dieses kommt auch in dem aus dem Spätmittelalter überlieferten Spruch „Ora et labora.“ („Bete und arbeite.“) zum Ausdruck, der als zentraler Grundsatz des Benediktinerordens gilt. Auch im 48. Kapitel der Ordensregeln des heiligen Benedikt wird die Aufforderung zur Arbeit angesprochen: „Otiositas inimica est animae.“ („Nichtstun ist eine Gefahr für die Seele.“) Beide Grundsätze können sich auf die vielzitierte Aussage aus dem zweiten Brief des Paulus an die Thessalonicher stützen, wonach diejenigen, die nicht arbeiten, auch nicht essen sollen (vgl. 2 Thess 3,10).

Thomas von Aquin (1225–1274), einer der wichtigsten Kirchenlehrer der römisch-katholischen Kirche, fordert in seinem drei Teile umfassendem Hauptwerk „Summa theologiae“, dass „Arbeit zur Ehre Gottes und zum Beitrag an der Vollendung der Schöpfung geschehen“ (Beutter 2019, S. 68) solle. Mit Arbeit verbindet er vier Ziele: 1. Sicherung des Lebensunterhalts, 2. Vermeidung des Müßiggangs, 3. Zügelung der Begierlichkeit und 4. ermögliche Arbeit, Notleidenden zu helfen. Anders als Platon und Aristoteles bewertet er die körperli-

che Arbeit positiv, Ordensleute seien aber nicht zur Handarbeit verpflichtet.

Martin Luther: Arbeit als sittliche Pflichterfüllung

Für Luther ist die Arbeit, so die Botschaft eines bekannten Luther-Zitats, eine von Gott auferlegte Pflicht und entspricht der Natur des Menschen, „[...] denn der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zu fliegen.“ (Luther 1828, S. 181) Mit dieser Forderung, dass Arbeit im Leben eines Christen als sittliche Pflichterfüllung anzusehen sei, hat Luther die Grundlage für die spätere Berufsarbeit gelegt, der Beruf wurde zur Berufung. Müßiggang bezeichnet Luther dagegen, mit Bezug auf das angesprochene Paulus-Zitat, als Sünde wider Gott und den Mitmenschen. Zwar solle der Mensch nicht nach maximal möglichem Reichtum streben, das Armutsideal seiner Zeit lehnt er jedoch ab.

Vor der Reformation galt die Glaubensüberzeugung, dass jeder Christ in jedem Beruf sich für ein ewiges Leben im Jenseits bewähren könne. Übermäßige berufliche Anstrengungen und das Streben nach beruflichem Aufstieg waren keine individuell, gesellschaftlich oder religiös begründeten Zielsetzungen. Diese Auffassung wird von Martin Luther, zuweilen als „Vater des Arbeitsfetischs“ (Spät 2016) bezeichnet, abgelehnt, indem er die Bereitschaft zu hohen beruflichen Leistungen betont. Er setzt sich auch dafür ein, „dass man alle Feste abtäte und allein den Sonntag behielte. [...] Denn derweil da der Missbrauch mit Saufen, Spielen, Müßiggang und allerlei Sünden geht, so erzürnen wir Gott mehr auf die heiligen Tage, denn auf die andern, und sind ganz umgekehrt, so dass heilige Tage nicht heilig, Werktage heilig sind, und Gott und seinen Heiligen nicht allein kein Dienst, sondern große Unehre geschieht mit den vielen heiligen Tagen.“ Daher fordert Luther, „den Heiligen zu Ehren aus einem heiligen Tag einen Werktag“ (beide Zitate: Luther 2013, S. 52) zu machen. Arbeit wird von Luther nicht mehr als Strafe oder als Buße verstanden, son-

dem erhält – religiös begründet – einen positiven Stellenwert. Dieses trifft auch auf den Reformator Johannes Calvin zu, der die Gläubigen ebenfalls dazu aufruft, Müßiggang und Prasserei zu meiden und fleißig zu arbeiten und bescheiden zu leben (vgl. Calvin 1955, Teil III,10,6).

Von den Jäger- und Sammlergemeinschaften über die Agrar- zur Industriegesellschaft

Etwa 10.000 v. Chr. vollzog sich im Zuge der neolithischen Revolution der Übergang von den Jäger- und Sammlergemeinschaften der Altsteinzeit (ca. 2.5 Millionen bis ca. 10.000 v. Chr.) zu Agrargesellschaften, die durch Sesshaftigkeit, Ackerbau und Viehzucht geprägt waren. Historiker*innen haben die Jäger- und Sammlergesellschaften häufig als Gemeinschaften beschrieben, die stets am Rande des Existenzminimums lebten, und deren Tage mehr oder weniger vollständig mit Arbeit ausgefüllt waren, um das Überleben zu sichern. Zeit für kulturelle Werke und Veranstaltungen sowie freie Zeit für Muße habe es nicht gegeben.

Diese Auffassung hat der amerikanische Sozialanthropologe Marshall Sahlins, der durch Polanyis Vorstellungen über die vorindustriellen Gesellschaften als eingebettete und sozial gerechte Gemeinschaften beeinflusst worden ist, grundsätzlich in Frage gestellt. In seinem Aufsatz über die ursprüngliche Überflusgesellschaft³³ (1972) kritisiert Sahlins, dass die Annahme vom permanenten Überlebenskampf in den Jäger- und Sammlerkulturen auf einer ethnozentristischen Sichtweise beruhe. Tatsächlich seien in diesen Gesellschaften die Bedürfnisse der Menschen gering gewesen, weshalb sich die Produktivität kaum erhöht habe. Für nomadische Gesellschaften sei aber materieller Reichtum ein Mobilitätshemmnis und daher nicht erstrebenswert. Da sich die Jäger und Sammler in der Steinzeit mit wenig zufrieden gewesen wären, hätten sie letztlich gemessen an diesen geringen Bedürfnissen im Überfluss gelebt.

Anhand einer Studie des kanadischen Anthropologen Richard Borshay Lee über die !Kung San in der Kalahari stellt Sahlins fest, dass Jäger- und Sammlergemeinschaften in fruchtbaren Regionen ihr Überleben bereits mit 15 Arbeitsstunden pro Woche sichern können (vgl. ebenda, S. 21). Als Lee wissen wollte, warum die !Kung San nicht die Arbeitsmethoden der in der Umgebung lebenden Ackerbauern und Viehzüchter übernehmen wollten, erhielt er die Antwort: „Why should we plant, when there are so many mongomongo nuts in the world?“ (Lee 1968; zitiert nach Sahlins 1972, S. 27)

In der mit der neolithischen Revolution beginnenden Agrargesellschaft waren die Arbeitszeiten neben den natürlichen Tages- und Jahresrhythmen weitgehend durch Arbeiten wie Viehfütterung, Feldbestellung und Ernte bestimmt. Die Arbeitszeiten wurden anhand der erbrachten Arbeitsleistungen und nicht nach Stunden bemessen. Diese aufgaben- und ereignisbezogene Zeiteinteilung ist nach Auffassung des bereits erwähnten englischen Sozialhistorikers Edward P. Thompson (1980) für Bauern und Landarbeiter, welche die Notwendigkeit ihrer Arbeit unmittelbar wahrnehmen, verständlicher als eine durch eine abstrakte Uhrzeit vorgegebene Arbeitszeit. Ferner scheine die Trennung zwischen „Arbeit“ und „Leben“ weniger ausgeprägt gewesen zu sein, „und es gibt kaum das Gefühl eines Konflikts zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Zeit verbringen‘“ (ebenda, S. 39). Die Sonne bestimmte in der Agrargesellschaft als wichtigster Zeitgeber den Tagesablauf. Im Sommer wurde länger gearbeitet, im Winter war die Arbeitsdauer kürzer.

Verbindliche Vorgaben für die Ableistung einer bestimmten Anzahl von Arbeitsstunden waren in der vorindustriellen Gesellschaft weitgehend unbekannt, weshalb man hier von der *Arbeitsdauer* und nicht von *Arbeitszeit* sprechen sollte, die im Rahmen der mit der Industrialisierung sich ausbreitenden Fabrikarbeit verbindlich festgelegt wurde. Die aufgabenorientierte Arbeit der Agrargesellschaft verwandelt sich in die zeitlich bemessene Industriearbeit.

Da die Agrargesellschaften überwiegend Subsistenzwirtschaften waren, gab es für die Grundbesitzer keinen Anreiz für eine über den eigenen Bedarf hinausgehende Produktion. Die im Agrarsektor beschäftigten Arbeiter und Handwerker beendeten bis in die Frühzeit der Industrialisierung hinein ihre Arbeit, wenn sie den für den Lebensunterhalt erforderlichen Lohn erreicht hatten. Die Arbeitsdauer war, so der Zeitforscher Jürgen P. Rinderspacher, „eine Funktion der sozialen sowie der Regenerationsbedürfnisse. Zeit als solche hatte noch keine Steuerungsfunktion für das Arbeitsverhalten.“ (Rinderspacher 1985, S. 48 f.)

Ein Beispiel verdeutlicht, dass in frühen Agrargesellschaften ausschließlich für den Bedarf gearbeitet wird und nicht für eine Überschussproduktion als Voraussetzung für eine Gewinnerzielung. Der Historiker Dieter Groh berichtet über die Einführung von Stahläxten bei den Siane auf Neuguinea, die Brandrodung praktizierten. Diese technische Neuerung sei aber nicht zur Ausweitung der Produktion genutzt worden, sondern ausschließlich zur Steigerung der „Arbeitseffizienz, d. h. um das Verhältnis zwischen aufgewendeter Arbeit und Ertrag zu erhöhen.“ (Groh 1988, S. 158; Hervorhebung im Original). Die Arbeitszeit wurde um etwa ein Drittel reduziert, wodurch mehr Zeit für Feste, Zeremonien und Muße zur Verfügung gestanden hätte.

Seit dem Beginn des Industriekapitalismus wird dagegen für einen erweiterten anonymen Markt produziert, der sich nicht primär an der Bedürfnisbefriedigung orientiert und weitestgehend unabhängig vom eigenen Bedarf und von natürlichen Rhythmen funktioniert. Marx hat die Besonderheit der kapitalistischen Marktgesellschaften anhand des Unterschiedes zwischen der einfachen Warenzirkulation und der kapitalistischen Produktionsweise anschaulich im ersten Band des Kapitals dargestellt (vgl. Marx 1972, S. 161 ff.). Bei der einfachen Warenzirkulation werden Waren (W) des gleichen Werts gegen Geld (G) eingetauscht: $W - G - W$. Der Produzent hat eine Ware hergestellt, die für ihn keinen Gebrauchswert hat, und er verkauft diese, um die

Ware(n) zu kaufen, die seiner Bedürfnisbefriedigung dienen. Das Geld dient lediglich dazu, den Warenaustausch zu erleichtern (Tauschfunktion des Geldes). Bei der kapitalistischen Produktionsweise ist das Ziel, aus dem investierten Geld einen Gewinn zu erzielen. Der neue Geldwert wird von Marx mit G' gekennzeichnet: $G - W - G'$. Der Unterschied zwischen G und G' ist laut Marx der Mehrwert, dessen Erhöhung das Ziel jeder kapitalistischen Produktion sei. Da für diese profitorientierte Produktion, anders als in der Subsistenzwirtschaft, keine Grenzen existieren, wird in der Industriegesellschaft ein anderer Umgang mit Zeit verlangt. Die Fabrikbesitzer haben ein Interesse, die Arbeitszeiten der Arbeiter auszudehnen („Arbeitsextensivierung“); das ökonomische Interesse bestimmt den Umfang der Arbeitszeit und der freien Zeit. Effizientere Technologien und die Erhöhung des Arbeitstempes („Arbeitsintensivierung“) steigern die Arbeitsproduktivität.

Die Durchsetzung der neuen Zeitordnung in den Fabriken war ein konfliktbehafteter Prozess. Die neue Arbeitsdisziplin wurde seitens der Unternehmen mit drakonischen Strafen für den verspäteten Arbeitsbeginn in Form von Lohnkürzungen und Entlassungen durchgesetzt. Das Mitführen von Uhren war den Arbeiter*innen verboten, es galten die Zeiten der Fabrikuhren bzw. der Uhren der Fabrikbesitzer, die oftmals heimlich manipuliert wurden, um die Arbeitszeiten auszuweiten und damit den Profit zu erhöhen.

Allerdings hatten die Industriearbeiter keine Alternative zur Fabrik- und Maschinenarbeit, wenn sie den eigenen Lebensunterhalt und den ihrer Familien sicherstellen wollten. Die Arbeiter*innen sind daher zunächst aufgrund des lebensnotwendigen Fabriklohns gezwungen, sowohl die Arbeitsextensivierung als auch die Arbeitsintensivierung zu ertragen. Allerdings kämpften sie schon in der Frühzeit der Industrialisierung für eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Thompson beschreibt den Einstellungswandel der Arbeiter zur Fabrikarbeit sehr anschaulich: „Der ersten Generation Fabrikarbeiter wurde die Bedeutung der Zeit von ihren Vorgesetzten eingebläut, die zweite

Generation kämpfte in den Komitees der Zehn-Stunden-Bewegung für eine kürzere Arbeitszeit, die dritte schließlich für einen Überstundenzuschlag. Sie hatten die Kategorien ihrer Arbeitgeber akzeptiert und gelernt, innerhalb dieser Kategorien zurückzuschlagen. Sie hatten ihre Lektion – „Zeit ist Geld“ – nur zu gut begriffen.“ (ebenda)

Der auf den Märkten festgelegte Preis für Waren und Dienstleistungen wird auf der Grundlage der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit ermittelt. „Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Maße festgeronnener Arbeitszeit.“ (Marx/Engels 1970, S. 54) Wer im gleichen Zeitraum und bei gleichbleibender Qualität mehr produziert, gewinnt zum einen Marktanteile gegenüber der Konkurrenz, und zum anderen erhöht er seinen Gewinn.

Zusammenfassend kann zum Unterschied zwischen Agrar- und Industriegesellschaft festgehalten werden, dass in ersterer für den jeweiligen Bedarf produziert wird. Die Verwendung von darüber hinausgehenden Erträgen für auf Expansion ausgerichtete Investitionen oder Kreditvergabe ist nicht üblich. Vielmehr werden gelegentliche Überschüsse, etwa infolge von guten Ernten, für die spätere eigene Verwendung aufbewahrt. Dieses statische Denken und Handeln wird mit dem Aufkommen von Handelsgesellschaften und des Industriekapitalismus durchbrochen. Die sind gekennzeichnet durch die Anhäufung von Reichtum und Investitionen, die mit der Erwartung zukünftiger Gewinne verbunden sind.

Mit diesen Entwicklungen verändern sich auch die Vorstellungen von der ökonomischen Bedeutung der Zeit. Arbeitsunterbrechungen im zunehmend arbeitsteilig organisierten Produktionsprozess würden diesen stören, die veränderte Zeitauffassung und die ansteigende ökonomische Bedeutung der Zeit prägen das veränderte Zeitverständnis. Die gegenteilige Vorstellung, aus dem dominanten Zeitverständnis die jeweilige Arbeitsorganisation abzuleiten, wäre ein idealistischer Fehlschluss.

In der Agrargesellschaft wurde für die Güterproduktion so viel Zeit aufgewendet, bis die notwendige Versorgung für den eigenen Bedarf gesichert war. Mit dem Aufkommen des Kapitalismus in Form der privatwirtschaftlichen Fabrikarbeit versuchten die Fabrikbesitzer, mit den vorhandenen Arbeitskräften ein maximales Produktionsergebnis zu erzielen, wozu die bereits erwähnte Arbeitsextensivierung und -intensivierung betrieben wurden. Grenzen wurden der Produktion nur durch Engpässe auf den Beschaffungs- und Absatzmärkten gesetzt. (vgl. Rinderspacher 1985, S. 58 f.)

Die ökonomischen Klassiker: Arbeit als „wertschöpfende Ressource“

Im Laufe der industriellen Revolution entwickelte sich eine neue Berufsauffassung und die Verhältnisse in der Arbeitswelt veränderten sich – wie bereits beschrieben – grundlegend. Der Historiker Reinhart Koselleck hat die Zeit der Aufklärung und die Zeit vor und nach der Französischen Revolution mit ihren tiefgreifenden Umwälzungen zwischen 1750 und 1850 als „Sattelzeit“ (Koselleck 1972, S. XV) bezeichnet. In dieser Zeit wird die christliche Heilserwartung immer stärker durch den rationalen Fortschrittsglauben verdrängt. Arbeit wird jetzt dezidiert als wertschöpfende Ressource angesehen, sie wird damit zu einem wesentlichen Produktionsfaktor. Zwar ist schon in der Antike Arbeit in dieser Weise beschrieben worden, aber dort diente Arbeit in erster Linie ethischen Zielen und dem Aufbau eines idealen Gemeinwesens, das jedoch letztlich auf dem Rücken der Sklav*innen errichtet werden sollte. Auch in vielen Klöstern wurde die Effektivierung der Arbeit angestrebt, allerdings wurde aus christlicher Sicht Arbeit primär als Mitarbeit an Gottes Schöpfung und als Buße für Verfehlungen angesehen. Müßiggang wurde dagegen verurteilt.

Von den ökonomischen Klassikern werden das neue wirtschaftliche Denken und die mit der Industrialisierung verbundene neue Sichtweise auf die Arbeit aufgegriffen. Für Karl Marx ist der englische

Ökonom, Arzt, Politiker und Geschäftsmann William Petty (1623–1687) der „Vater der englischen Nationalökonomie“ (Marx 1961, S. 39). Petty bewies am Beispiel der Uhrenproduktion – schon lange vor Smith – die Vorteile der Arbeitsteilung. Zudem entwickelte er statistische Verfahren, eine Analyse des Volkseinkommens und vor allem erstellte er differenzierte Bevölkerungsstatistiken. Wissenschaft bedeutete für ihn, Messungen vorzunehmen und aus diesen Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Schumpeter charakterisiert Petty, dessen Methoden denen der Naturwissenschaften ähneln, als Ökonometriker (Schumpeter 1965, S. 274). Petty sprach sich gegen Lohnerhöhungen aus, da sie die Trägheit und Faulheit fördern und die Arbeiter bei Lohnsteigerungen nur noch halb so viel arbeiten würden (vgl. ebenda, S. 342). Arbeit ist damit bereits für Petty primär ein zentraler Produktionsfaktor. Der monetäre Wert der Arbeit, also vor allem die Lohnhöhe, müsse in Abhängigkeit „von dem Wettbewerb im Welthandel“ gesehen werden (ebenda).

Ihren Höhepunkt erreichte die ökonomische Klassik mit Adam Smith, auf den nachfolgend näher eingegangen wird, und David Ricardo. In knapper Form lassen sich wesentliche Grundzüge der ökonomischen Klassiker, deren Theorien noch heute weitgehend den Mainstream der wirtschaftsliberalen Ökonom*innen bestimmen, wie folgt charakterisieren (vgl. Kurz 2013, S. 24–30): 1. Die Wirtschaftssubjekte werden als Akteure mit eigenen Bedürfnissen und Interessen begriffen. 2. Die Wirtschaft wird als eigenes System verstanden, deren Gesetzmäßigkeiten erfasst und zur Wohlstandssteigerung genutzt werden müssen. 3. Das wirtschaftliche System neigt stets zum Gleichgewichtszustand; Angebot und Nachfrage sind die bestimmenden Marktkräfte und führen zum dynamischen Gleichgewichtspreis. Die auf Wettbewerb und Freihandel beruhende Wirtschaft ist ein sich selbst regulierendes System. 4. Zentrales Marktprinzip ist der Wettbewerb. Unternehmen konkurrieren um hohe Marktanteile und Gewinne, Arbeitskräfte um attraktive Arbeitsplätze. 5. Zentrale Quellen

des Wohlstands sind die heimische Arbeit und Produktion sowie die Steigerung der Arbeitsproduktivität durch Arbeitsteilung und Automation. Der Reichtum eines Landes wird an dem pro Kopf der Bevölkerung erzeugten Gütern gemessen und nicht mehr am vorhandenen Bestand an Gütern. Diese Berechnung des jährlich geschaffenen Reichtums ist eine Vorform der Berechnung des heutigen Sozialprodukts.

Adam Smith hat in seinem Werk „Der Wohlstand der Nationen“ (1776) die Arbeit sowohl als Quelle des individuellen als auch des gesellschaftlichen Wohlstandes beschrieben und Arbeit damit eine gesellschaftliche Schlüsselrolle zugewiesen. Dieses Ziel sei durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität zu erreichen, welche Maschineneinsatz (Automatisierung) und Arbeitsteilung erfordere. Die Erhöhung der Arbeitsleistung durch Arbeitsteilung basiert nach Smith auf drei Faktoren: 1. größere Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, 2. Zeitersparnis, da beim Wechsel von einer Tätigkeit zur anderen Zeit verloren gehe und 3. Erfindung von Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und es jedem Arbeiter ermöglichen, die Arbeit vieler zu leisten (vgl. ebenda, S. 12). Von der Steigerung des allgemeinen Wohlstands sollten laut Smith auch die unteren Bevölkerungsschichten profitieren.

Die Möglichkeiten der Produktivitätssteigerung infolge einer effektiv organisierten Arbeitsteilung hat Smith anhand der Produktion von Stecknadeln aufgezeigt: Während „der einzelne gewiss nicht einmal 20, vielleicht sogar keine einzige Nadel am Tag zustande gebracht hätte“, waren in einer kleinen Fabrik, in der zehn Arbeiter beschäftigt waren und der Produktionsvorgang in etwa 18 verschiedene Arbeitsgänge aufgeteilt war, die Arbeiter in der Lage, „zusammen am Tage doch etwa 12 Pfund Stecknadeln an(zu)fertigen,[...] jeder also ungefähr 4800 Stück.“ (ebenda, S. 10)

Den bereits von Smith in seiner Begründung für die Arbeitsteilung herausgestellten Wirtschaftlichkeitsaspekt hat der britische Mathema-

tiker, Ökonom und Universalgelehrte Charles Babbage (1791–1871) in seinem 1832 erschienenen Werk „On the Economy of Machinery and Manufactures“ (Babbage 2001) noch um einen zusätzlichen Aspekt erweitert. Er schlug vor, Arbeitsprozesse in unterschiedlich anspruchsvolle Teilprozesse aufzuteilen. Anschließend könnte der Unternehmer für jeden Arbeitsschritt, je nach Grad der Geschicklichkeit oder nach der erforderlichen Kraft, gezielt entsprechend diesen beiden Kriterien Arbeitskräfte einstellen. Wenn er keine Arbeitsteilung vornehmen und den vollständigen Arbeitsprozess nur von einem Arbeiter ausführen lassen würde, müsste dieser sowohl über die erforderliche Geschicklichkeit als auch über die Kraft für den gesamten Produktionsprozess verfügen. Die hieraus resultierenden höheren Lohnkosten sowie die geringere Produktivität hätten eine ineffektivere Betriebsführung zur Konsequenz.

Neben der Arbeit empfahl Babbage auch die Löhne zu flexibilisieren. Der hieraus resultierende betriebswirtschaftliche Nutzen in Form von Lohnsenkungen wird bis heute als Babbage-Prinzip bezeichnet. In der ökonomischen Fachliteratur wird dieses Prinzip auch zur Erklärung der internationalen Arbeitsteilung herangezogen, indem auf die weltweit unterschiedlich hohen Löhne und Arbeitsqualifikationen zwischen den Volkswirtschaften verwiesen wird.

Benjamin Franklin: Zeit ist Geld!

Benjamin Franklin hat mit seiner Devise „Zeit ist Geld“ die seit der Industrialisierung zentrale Maxime der effektiven Zeitznutzung in prägnanter Form auf den Punkt gebracht. Für Franklin, amerikanischer Politiker, Schriftsteller und Erfinder (u. a. des Blitzableiters), ist Zeit die kostbarste Ressource und zu lange Schlafenszeiten tadelt er als Zeitverschwendung. In seinem Brief „Guter Rat an einen jungen Handwerker“ (1794 a) wollte er der Arbeiterschaft die Folgen von Zeitverschwendung und Faulheit vor Augen führen: „Bedenke, dass Zeit auch Geld ist. Wer den Tag zwei Taler mit Arbeiten verdienen

kann, und die Hälfte dieses Tages spazieren geht, oder müßig ist, der darf, gibt er gleich auf seinem Spaziergang oder in seiner Untätigkeit nur sechzehn Groschen aus, diese nicht als den einzigen Aufwand betrachten. Er hat in der Tat außerdem noch einen Taler und acht Groschen vertan, oder richtiger weggeworfen. ... Geld zeugt Geld, diese junge Brut ist gleich wieder fruchtbar, und so geht es immer weiter. ... Kurz, der Weg zum Reichtum ist, wenn du nur willst, so eben als der Weg zum Markt. Es hängt meistens von zwei Wörtchen ab: Tätigkeit und Sparsamkeit; das heißt: verschwende weder Zeit noch Geld, sondern mache von beiden den besten Gebrauch.“ (ebenda, S. 49 f. und S. 53)

Zu wörtlich sollte man allerdings die Gleichung „Zeit = Geld“ nicht nehmen. Dieses mussten Mitglieder des Vereins zur Verzögerung der Zeit (www.verein.de) erfahren, als sie mit ihren Kreditkarten Zeit aus Geldautomaten abheben wollten. Die medienwirksame Aktion sollte verdeutlichen, dass Zeit und Geld keinesfalls identisch sind und dass man sich mit seiner Kreditkarte allenfalls Geld, aber keineswegs Zeit beschaffen kann. In dem US-Science-Fiction-Epos „In Time – Deine Zeit läuft ab“ (2011) von Regisseur Andrew Niccol dagegen wird der Grundsatz „Zeit ist Geld“ konsequent angewandt: Ein Kaffee kostet beispielsweise vier Minuten. Wer nicht durch Arbeit seine Zeit wieder auflädt, stirbt früher. Zusätzliche Lebenszeit kann man sich kaufen. Während die Armen für ihre Lebenszeit hart arbeiten müssen, häufen die Reichen Zeit für viele Jahrhunderte an. Die Protagonisten dieser düster-ironischen Zukunftsvision versuchen, dieses grausame System zu bekämpfen.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Das Verhältnis von Herr und Knecht

Der von den Unternehmern im Laufe der Industrialisierung vorangetriebene Prozess der Produktivitätssteigerung führte bekanntlich zu heftigen sozialen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und den

Kapitalbesitzern. Hegel (1770–1831) sowie Marx (1818–1883) und Engels (1820–1895) haben vor allem die Lage der Knechte (Hegel) und Proletarier (Marx/Engels) im Kapitalismus analysiert und deren zentrale Rolle für die zukünftige gesellschaftliche Entwicklung beschrieben.

Das Verhältnis von Herr und Knecht zur Arbeit und zueinander hat Georg Wilhelm Friedrich Hegel in einem Gedankenexperiment in seiner „Phänomenologie des Geistes“ (2020, S. 157 ff.) behandelt. Der Knecht (Subjekt), der im Auftrag seines Herrn z. B. einen Gegenstand (Objekt) produziert, nimmt sich durch diese abhängige Arbeit gleichwohl als selbstständiges Subjekt wahr. „Die *Wahrheit* des selbstständigen Bewusstseins ist demnach das *knechtische Bewusstsein*.“ (ebenda, S. 159; Hervorhebung im Original) Diesen Triumph des Knechts hat der Sozialphilosoph Oskar Negt klar herausgestellt: „[...] der Knecht [bricht] durch Maulwurfsarbeit die Herrschaft des Herrn [...] und, zum selbstbewussten Revolutionär geworden, (geht er) als Sieger aus diesem widerspruchsvollen Prozess hervor [...].“ (Negt 2001, S. 426) Arbeit ist für Hegel das Mittel zur Selbstbewusstwerdung und zur Befreiung des Arbeiters. Dagegen nutzt der Herr den vom Knecht produzierten Gegenstand nur, er ist passiver Konsument, seine Tätigkeit ist unproduktiv, während sich der Knecht als aktiven Arbeiter erkennt. Für Hegel ergibt sich hieraus für das intersubjektive Verhältnis zwischen Herr und Knecht, dass ersterer keine Anerkennung durch den Knecht erfährt. Axel Honneth knüpft in seinem viel beachteten Buch „Kampf um Anerkennung“ (1994) an Hegels Herr-Knecht-Beispiel an. Er teilt Hegels Auffassung, dass diese Beziehung keine positive emotionale Beziehung sei und beschreibt Liebe, Recht und Solidarität als Bedingungen für Anerkennungsverhältnisse.

Laut Hegel sind nicht die konsumierenden Müßiggänger der sozialen Oberschicht wichtig für den Fortgang der Geschichte, sondern die Arbeiter, die aus ihrer abhängigen Arbeit gegenüber dem Herrn ein Bewusstsein ihrer Selbstständigkeit, ein Selbstbewusstsein, entwi-

ckeln. Sie seien, so Hegel, die produktiven Akteure, die die Zukunft entscheidend gestalten werden.

Karl Marx und Friedrich Engels: Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf

Karl Marx und Friedrich Engels haben diese Sichtweise Hegels übernommen und weiterentwickelt. Sie analysierten in der von ihnen ausgearbeiteten Theorie des historischen Materialismus die Bedeutung der Arbeit, und sahen in ihr den Schlüssel zum Verständnis der gesamten Geschichte der Gesellschaft. Marx definiert Arbeit als einen „Prozess zwischen Mensch und Natur, ein Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. [...] Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit. Der Arbeitsprozess [...] ist planmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens [...].“ (Marx 1972, S. 192) Auch Friedrich Engels hat die herausragende Bedeutung der Arbeit für den Menschen nachdrücklich herausgestellt: Die Arbeit „ist die erste Grundbedingung alles menschlichen Lebens, und zwar in einem solchen Grade, dass wir in gewissem Sinn sagen müssen: Sie hat den Menschen selbst geschaffen.“ (Engels 1962, S. 444)

Unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsform ist Arbeit für Marx eine Existenzbedingung des Menschen, sie werde aber durch die jeweilige Gesellschaftsformation geprägt. Konkret: Die Arbeit in der Sklavenhaltergesellschaft unterscheidet sich von der im Kapitalismus. In beiden Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung verrichten die Unterdrückten jedoch keine freie Arbeit. In der Sklavenhaltergesellschaft ist der Sklave Eigentum des Sklavenhalters und er ist von ihm

abhängig. Im Kapitalismus ist der Arbeiter gezwungen seine Arbeitskraft an die Eigentümer der Produktionsmittel zu verkaufen, um sein eigenes Überleben und gegebenenfalls das seiner Familie zu sichern. Erst die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln im Sozialismus und Kommunismus werde den Zwang zur Arbeit beenden und die Freiheit und Selbstverwirklichung der Arbeiter*innen ermöglichen: Das Reich der Notwendigkeit wird in der klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus zum Reich der Freiheit, in der Arbeiter*innen die Arbeit ohne Zwang und nach ihren Bedürfnissen gestalten: „... während in der kommunistischen Gesellschaft, wo Jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.“ (Marx/Engels 1978, S. 33)

Auf die Bedeutung der Zeit für die Produktion und die Gesellschaft insgesamt hat Karl Marx bereits in den „Grundrissen“ hingewiesen: „Gemeinschaftliche Produktion vorausgesetzt, bleibt die Zeitbestimmung natürlich wesentlich. Je weniger Zeit die Gesellschaft bedarf, um Weizen, Vieh etc. zu produzieren, desto mehr Zeit gewinnt sie zu anderer Produktion, materieller oder geistiger. Wie bei einem einzelnen Individuum hängt die Allseitigkeit ihrer Entwicklung, ihres Genusses und ihrer Tätigkeit von Zeitersparung ab. Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf. Ebenso muss die Gesellschaft ihre Zeit zweckmäßig einteilen, um eine ihren Gesamtbedürfnissen gemäße Produktion zu erzielen; [...]“ Marx 1974, S. 89) Grundlegend für den Kapitalismus ist nach Marx die Unterscheidung zwischen der notwendigen Arbeitszeit, welche für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendig ist, und der Mehrarbeitszeit. Letztere ist die Arbeitszeit, in der Waren und Dienstleistungen produziert werden,

die sich der Kapitalist, so Marx, zur Profitsteigerung aneignet. Er ist daher im Kapitalismus bestrebt, diese Mehrarbeitszeit durch die Verlängerung der Arbeitszeit und durch Produktivitätssteigerungen auszuweiten. Während sich für die Theoretiker der Grenznutzentheorie der Wert von Gütern aus den subjektiven Bedürfnissen und Interessen der Konsument*innen ableiten lässt, ist für Marx die Zeit der Bewertungsmaßstab für Güter.

Aus diesen zeittheoretischen Überlegungen und aus der Erkenntnis, dass im Industriekapitalismus die Produktion nicht primär der Bedürfnisbefriedigung (Gebrauchswertorientierung) sondern der Mehrwertproduktion (Tauschwertorientierung) dient, ergibt sich auch die Erklärung für die Beschleunigung der Produktionsprozesse. Da die Kapitalisten aufgrund der Konkurrenz und ihres Profitstrebens bestrebt waren, dass die Arbeiter innerhalb vorgegebener Arbeitszeiten möglichst hohe Arbeitsergebnisse erzielen – ein Mittel hierzu war der Stücklohn – ,waren sie an einer fortlaufenden Beschleunigung der Produktionsprozesse interessiert. Diese Temposteigerungen breiteten sich zunehmend auch auf das Zeitbewusstsein außerhalb der Produktion aus. Der aus der Ökonomie stammende Beschleunigungsimperativ wird zur gesellschaftlichen Norm der Neuzeit.

Marx verwendet wiederholt den Begriff Ökonomisierung im Sinne der Leistungs- und Effizienzsteigerung in seinen Schriften, so spricht er beispielsweise in seinem Hauptwerk „Das Kapital“ von der „Ökonomisierung der Produktionsmittel“ (Marx 1972, S. 486) oder von der „ganze(n) Ökonomisierung“ (Marx 1983, S. 99). Die zunehmende Fabrikarbeit begründet er mit dem Zwang zu größerer Produktivität, wodurch die häusliche Produktion und die Arbeit in der Manufaktur zurückgegangen seien. Dieser Ökonomisierungsschub hatte aber laut Marx, der in diesem Zusammenhang auch auf entsprechende kritische Überlegungen von Ricardo zurückgreift (Marx 1972, S. 430), negative Konsequenzen für die Arbeiter*innen, denn durch den Einsatz immer besserer Maschinen steigt die Arbeitslosigkeit (industrielle Reserve-

armee) und diejenigen, die ihre Arbeit behalten, werden infolge der von den Kapitalisten erzwungenen unbezahlten Aneignung der in der Mehrarbeitszeit erzeugten Güter ausgebeutet. Während sich also die Verwertungsbedingungen der Kapitalisten verbessern, wirken sich die negativen Folgen der Ökonomisierung der Produktionsmethoden nach Marx auf alle Lebensbereiche der Arbeiter aus.

Bereits im 18. Jahrhundert ist eine konträre Beurteilung der Folgen der Ökonomisierung zu konstatieren. Der bereits erwähnte Sozialphilosoph John Stuart Mill, einer der wichtigsten Vertreter des Utilitarismus, spricht, so Arne Manzeschke in seiner Übersicht über die Verwendungsweisen des Begriffs Ökonomisierung, „vom Ökonomisieren der Arbeit (‘to economize labour’) als einer Konsequenz aus dem Bemühen, die Produktivität menschlicher und maschineller Arbeit systematisch zu steigern.“ (Manzeschke 2011, S. 71) Die Erhöhung der Produktion durch die gezielte Verbesserung der Maschinen wird sowohl von Marx als auch von Mill als Ökonomisierung bezeichnet. Anders als Marx bewertet Mill die Verbesserung zwischen Aufwand und Nutzen, also die Ökonomisierung der Arbeit im Sinne einer betriebswirtschaftlichen Effizienz- und Leistungssteigerung, als wichtige Voraussetzung für die Erhöhung des allgemeinen Wohlstands.

Max Webers protestantische Arbeitsethik

Bei Max Weber sind Berufspflicht, Heilsbewährung und innerweltliche Askese die wesentlichen Merkmale der protestantischen Arbeitsethik. In seinen religionssoziologischen Schriften hat er die Herausbildung der Berufsidee und eines spezifischen Berufsethos ausführlich dargestellt. Für ihn ist die durch die Industrialisierung bedingte gewaltförmige Transformation von Arbeit und die damit verknüpfte Entstehung der Berufsidee, so Oskar Negt, „Grundlage der rationalen Lebensführung und damit Bestandteil des modernen kapitalistischen Geistes.“ (Negt 1984, S. 42) Mit der Übertragung des protestantischen Leitbildes der innerweltlichen Askese auf die Berufswelt wurden, so

Weber, die Voraussetzungen für jenen mächtigen Kosmos geschaffen, „der heute den Lebensstil aller Einzelnen, die in dieses Triebwerk hineingeboren werden – *nicht* nur der direkt ökonomisch Erwerbstätigen –, mit überwältigendem Zwange bestimmt, vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist. Nur wie ‚ein dünner Mantel, den man jederzeit abwerfen könnte‘, sollte nach Baxters³⁴ [„Saints‘ everlasting rest“, cap. XII] Ansicht die Sorge um die äußeren Güter um die Schultern seiner Heiligen liegen. Aber aus dem Mantel ließ das Verhängnis ein stahlhartes Gehäuse werden. Indem die Askese die Welt umzubauen und in der Welt sich auszuwirken unternahm, gewannen die äußeren Güter dieser Welt zunehmende und schließlich unentrinnbare Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte.“ (Weber 2018, S. 197; Hervorhebung im Original)

Unter dem Aspekt der zunehmenden Ökonomisierungstendenzen ist Max Webers Diagnose zum radikalen Wandel der Berufsauffassung zu Beginn der Industrialisierung in seiner Schrift „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (2018) von besonderem Interesse. Das von ihm entworfene – und in der Folgezeit häufig aufgegriffene – Bild des „stahlharten Gehäuses“, wonach in der Industriegesellschaft jede Lebendigkeit und Vielfalt unterdrückt wird, und die nach seiner Auffassung ansteigende Bedeutung äußerer Güter verweisen darauf, dass die mit der Industrialisierung sich ausweitenden Marktbeziehungen primär auf Rationalität und Effizienz ausgerichtet sind. Die Entfaltung menschlicher Fähigkeiten und einer selbstbestimmten Lebensführung würden gegenüber diesen Zielsetzungen weitgehend als unbedeutend angesehen.

Anschließend thematisiert Weber das industrielle Zeitregime, das die Arbeit „mit überwältigendem Zwang“ (ebenda) regelt. Die von Weber konstatierte Berufspflicht bedarf – anders als bei Luther – zu Beginn des 20. Jahrhunderts keiner religiösen Bezugnahme mehr. Die im Zuge der Säkularisierung und des einseitigen Effizienzdenkens

sinnentleerte Arbeit bringe „Fachmenschen ohne Geist, Genussmenschen ohne Herz“ (ebenda, S. 232) hervor. Die protestantische Arbeitsethik hat sich in eine bürgerlich-kapitalistische Leistungs- und Berufsethik verwandelt. Diese sinnentleerte Arbeit im Kapitalismus, die Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung verhindere, ende erst, wenn „der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist“ (ebenda, S. 197). Es scheint, als ob Weber die aktuelle Diskussion um klimaschädliche fossile Brennstoffe und die im Zusammenhang mit der Klimakatastrophe geführte Diskussion über alternative Lebensstile und damit auch über alternative Arbeitsformen bereits vorhergesehen habe.

Den Zwang zur Zeitdisziplin leitet Weber aus den technischen Zwängen des Betriebsablaufs ab, der durch eine arbeitsteilige, rationale und bürokratische Organisation geprägt sei. Marx dagegen identifiziert das Privateigentum an Produktionsmitteln und die darauf beruhende wirtschaftliche Macht der Kapitalisten als Ursache für die den Arbeitern aufgezwungene Zeitdisziplin. Sowohl für Weber als auch für Marx war die Durchsetzung der Zeitdisziplin von besonderer Bedeutung, denn die Kapitalisten konnten ihre Profite steigern, und die Arbeiter mussten das neue Zeitregime ertragen, weil sie ihre Familien versorgen mussten.

Taylorismus: Steigerung der Arbeitsleistungen auf Kosten einer selbstbestimmten Arbeit

Eine völlig andere Vorstellung von Arbeit entwickelte Frederick Winslow Taylor (1856–1915) in seinen arbeitswissenschaftlichen Untersuchungen, deren Vorschläge zur Betriebsführung unter dem Begriff „Taylorismus“ bekannt geworden sind. Dieser Begriff ist verbunden mit Vorgängen wie verstärkter betrieblicher Arbeitsteilung, Neuorganisation von betrieblichen Abläufen, Vermeidung aller unnützen Handgriffe und Bewegungen sowie der Optimierung aller Arbeitsabläufe mittels der durch Stoppuhren ermittelten „angemessenen“

Arbeitszeiten. Taylor setzte sich gegen Zeitverschwendung, nicht optimale Bewegungsabläufe und unzureichende Technik ein.

Ausgangspunkt für die Erarbeitung der wissenschaftlichen Betriebsführung war Taylors Überzeugung, dass die Arbeiter den Betrieben nicht ihre volle Arbeitsleistung zur Verfügung stellen würden. Neben dieser bewussten Zurückhaltung der Arbeitsleistung kritisierte er außerdem die ineffiziente und oft kräftezehrende Arbeitsorganisation, die die Ursache für die unökonomische Verausgabung der Arbeitskräfte sei. Es war Taylors Überzeugung, dass die Arbeitsproduktivität mit Hilfe wissenschaftlicher Studien erhöht werden könne, und zwar ohne nennenswerte zusätzliche Belastungen. Dieses sollte durch die Beachtung zweier Prinzipien erreicht werden. Das erste und grundlegende Prinzip besagte, dass Arbeiter und Unternehmensleitung sich gemeinsam – und nicht gegeneinander – um das beste Arbeitsergebnis und das höchstmögliche Wohlergehen beider Seiten bemühen müssten. „Diese Harmonie wird durch das zweite Prinzip ermöglicht und gefördert: das Vertrauen beider Seiten auf eine neue Wissenschaft, welche die Erfordernisse und Bedingungen der Arbeitstätigkeit unparteiisch und unzweifelbar festlegt.“ (Volpert 1977, S. XII) Letztendlich würde der so erreichte Produktivitätsanstieg nicht nur zu einer Lohn- und Gewinnerhöhung führen, sondern, wie Taylor am Beispiel der Eisenproduktion ausführlich beschreibt, „der ganzen Nation in der Form von billigerem Eisen zuteil“ (Taylor 1977, S. 148) werden.

Auf der Grundlage der wissenschaftlichen Betriebsführung solle die Kontrolle über den Arbeitsprozess auf die Betriebsleitung übertragen werden, was laut Taylor in drei Schritten verwirklicht werden müsse (ebenda, S. 38 ff.):

1. *Management*: „Den Leitern fällt es zu, all die überlieferten Kenntnisse zusammenzutragen, die früher Alleinbesitz der einzelnen Arbeiter waren, sie zu klassifizieren und in Tabellen zu bringen, aus diesen Kenntnissen Regeln, Gesetze und Formeln zu bilden, zur Hilfe und zum Besten des Arbeiters bei seiner täglichen Arbeit.“

2. *Trennung von Hand- und Kopfarbeit:* „Die Werkstatt soll von jeder denkbaren geistigen Arbeit befreit werden. Jegliche solche Arbeit soll in einem Planungs- und Arbeitsbüro vereinigt werden.“
3. *Pensumsidee:* „Der Arbeiter erhält gewöhnlich eine ausführliche schriftliche Anleitung, die ihm bis ins Detail seine Aufgabe, seine Werkzeuge und ihre Handhabung erklärt. Die so im Voraus festgelegte Arbeit stellt somit ein Pensum, eine fest umrissene Aufgabe dar, [...]. Dieses Pensum bestimmt nicht nur was, sondern auch wie es getan werden soll, und setzt genau die Zeit fest, die zur Vollbringung der Arbeit gestattet ist.“

Diese Vorschläge haben bei den Betroffenen verständlicherweise Ängste, Empörung und Widerstand ausgelöst. Schon zu Taylors Lebzeiten ist die Gleichsetzung des Arbeiters mit einer gut funktionierenden Maschine und sein Bestreben nach immer höherer Effizienz und immer mehr Beschleunigung von der Arbeiterbewegung kritisiert worden. Und auch aus der Sicht vieler Arbeits- und Sozialwissenschaftler stieß der Taylorismus als sozialmechanistisches und anachronistisches System auf breite Ablehnung. Andererseits waren die Leistungssteigerungen und die dadurch leichter ermöglichten Lohnerhöhungen nicht zu übersehen.

Auch neuere Ansätze der Betriebsführung und der Managementlehre, wie z. B. die Ansätze zur Humanisierung der Arbeitswelt in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts oder der Ansatz der Vertrauensarbeitszeit enthalten aus der Sicht vieler Arbeitswissenschaftler*innen und der Gewerkschaften wesentliche Elemente des Taylorismus. Verwiesen wird in dieser Kritik u. a. auf den sozialtechnologischen Charakter dieser Ansätze, auf den primär materiell ausgerichteten Effizienzgedanken und die häufig feststellbare instrumentelle Betrachtung der abhängig Beschäftigten.

Neben der Stoppuhr ist das Fließband ein weiteres Symbol für das durch den Taylorismus gesteigerte Arbeitstempo. „Es diktiert für je-

den erkennbar das Tempo, es drückt aufs Tempo, es wird zum Synonym für ‚Modern Times‘, es zwingt die Arbeiter, sich die wissenschaftlich ermittelten Bewegungen anzueignen, wollen sie nicht aus dem Takt kommen. Der Zeitgewinn ergibt sich aus der Zwangsläufigkeit des Arbeitsrhythmus, dem jeder unterworfen ist.“ (Borscheid 2004, S. 270) Eingeführt wurde die Fließbandarbeit durch Henry Ford (1863–1947) zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Während sich Taylor mit seinen Zeitstudien und schriftlichen Anweisungen auf die Effizienzsteigerung des einzelnen Arbeiters konzentrierte, geht es Ford um ein zusammenhängendes, effizientes Produktionssystem, mit Erzgruben am Beginn der Produktionskette und dem fertigen Modell T im Schaufenster des Verkaufsraumes. Das nach ihm benannte System des Fordismus, das eng mit dem Taylorismus verbunden ist, wurde von Charlie Chaplin in dem Film „Moderne Zeiten“ (1936) eindrucksvoll kritisiert.

In Deutschland wurden die Ergebnisse der Zeit- und Bewegungsstudien vom „Reichsausschuss für Arbeitszeitermittlung“ (REFA) aufgegriffen, der 1924 vom Verein Deutscher Ingenieure und der deutschen Metallindustrie gegründet wurde. Bis zum Beginn der Weltwirtschaftskrise 1929 wurden von der REFA 5.000 Ingenieure und Werkmeister in den neuen Methoden der Zeiterfassung und Akkordermittlung ausgebildet. Heute nennt sich diese Organisation Verein für Arbeitsgestaltung, Betriebsorganisation und Unternehmensentwicklung, REFA e.V., Sitz Darmstadt (www.refa.de) und hat 20.000 Mitarbeiter*innen und Unternehmen als Mitglieder. Seine Tätigkeiten umfassen u. a. berufliche Weiterbildung, Seminarangebote, Veröffentlichungen und in enger Tradition zu Taylors Zeitstudien die Festlegung von Bewegungsabläufen und Akkordzeiten mittels Stoppuhr.

Steigerung der Arbeitsproduktivität in den sozialistischen Zentralverwaltungswirtschaften

Die Effizienzsteigerung der wirtschaftlichen Produktion wurde in der Zeit des Kommunismus in der Sowjetunion und in den Staaten Osteuropas ebenso gezielt verfolgt wie in den westlichen kapitalistischen Ländern. Politisch begründet wurde dieses mit der Theorie des historischen Materialismus, wonach der Übergang zum Kommunismus eine produktive Produktionsstruktur voraussetze, als auch mit der Ost-West-Systemkonkurrenz. Lenin (1870–1924) lobte den Taylorismus, der den Produktionsprozess hinsichtlich von Zeitersparnismöglichkeiten analysiere, um die Arbeitsabläufe zu beschleunigen und somit die Arbeitsproduktivität zu erhöhen. Er sah in den Ergebnissen der von Taylor angewandten wissenschaftlichen Betriebsführung ein wichtiges Element beim Aufbau des Sozialismus.

Das Ziel, den materiellen Wohlstand durch die Erhöhung der Arbeitsleistung anzuheben, verdeutlichen auch die seit 1927 in der Sowjetunion vorgenommenen Auszeichnungen zum „Helden der Arbeit“. Diese galten aufgrund der Planübererfüllung als Vorbilder, die damit den Aufbau des Sozialismus in besonderer Weise unterstützen sollten und als Vorbilder für alle Arbeiter*innen angesehen wurden. Besonders bekannt geworden ist in der Sowjetunion Alexei Grigorjewitsch Stachanow (vgl. Maier 1970). Als Hauer in einem Steinkohlebergwerk förderte er im August 1935 in einer – sorgfältig vorbereiteten – Schicht 102 Tonnen Kohle, womit er die durchschnittliche Tagesleistung um das 13fache übertraf. Diese Rekordleistung war der Ausgangspunkt für die Stachanow-Bewegung, die eine neue Arbeitsethik unterstützen sollte. Stachanow bekam später Alkoholprobleme, weshalb er seinen Arbeitsplatz im Ministerium für Kohleindustrie verlor. Er starb 1977 depressiv und vereinsamt als Alkoholiker. Ganz im Sinne der Stachanow-Bewegung kündigte der russische Ministerpräsident Wladimir Putin 2012 an, zukünftig die besten Arbeiter Russlands jährlich auszuzeichnen und mit Geldprämien zu belohnen.

Die Ökonomisierung der Zeit hat sich seit der industriellen Revolution vor allem in der Arbeitswelt gezeigt. Effizienzsteigerung und das geforderte Vermeiden von »Zeitverschwendung« sind die zentralen Kennzeichen der wirtschaftlichen Entwicklung.

Doch auch in nicht-wirtschaftlichen Bereichen ist die Zeit immer knapper bemessen. Ludwig Heuwinkel macht die neoliberale Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik dafür verantwortlich, dass Zeit heute beispielsweise auch in Schule und Gesundheitswesen als wertvolle Ressource gilt, die sich immer häufiger effizienzorientierten Strukturen zu unterwerfen hat. Hierdurch wird die Verfolgung der eigentlichen Ziele behindert, außerdem missachtet die Ökonomisierung der Zeit ökologische Rhythmen und Eigenzeiten und verstärkt damit die Umweltkrise.

Wir müssen unseren einseitig effizienzorientierten Umgang mit Zeit also überdenken und zeitbewusster leben. Das Motto »Zeit ist Geld« sollte dabei durch die Losung »Zeit ist Leben« abgelöst werden.

Der promovierte Soziologe **Ludwig Heuwinkel** hat als Fachlehrer in der Erwachsenenbildung gearbeitet, war Schulbuchautor und Moderator in Lehrerfortbildungen. Er ist Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik und schreibt über verschiedene Aspekte der Zeit.